

Die Zeitungszeit

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung)

Bald nachdem die Großeltern mit den Enkelkindern ihr einfaches Abendessen eingenommen, öffnet sich leise die Türe der Küche ein wenig. Ein junger Mann steckt seinen Kopf durch den Spalt und fragt: „Störe ich?“

Ehe die Alten antworten können, ist Emil schon an die Türe gesprungen. „Komme herein, Dufel Helmut! Weißt Du es schon von meinem Vater?“

„Ja! Emil. Es ist mir heute abend, als ich von der Montage aus der Richterischen Fabrik kam, frühwarm auf der Straße erzählt worden.“

„Aber das weißt Du noch nicht, daß ich mit meinem Vater bis in das Gefängnis gegangen bin.“

„Nein! Aber etwas anderes weiß ich.“

„Was denn?“

„Daß Du ein braver kleiner Kerl bist.“

Der kleine sieht mit strahlenden Augen zu dem jungen Manne auf. „Nicht wahr, Dufel Helmut, mein Vater kommt doch bald wieder aus dem Gefängnis?“

„Wir wollen es hoffen, Emil. Die Verhaftung war schon eine Gemeinheit und die Inhaftierung wäre es erst recht. Aber bei den russischen Zuständen, die jetzt bei uns herrschen, müssen wir uns immer auf das Schlimmste gefaßt machen.“

„Spielst Du mir wieder ‚Stille Nacht‘, heilige Nacht vor, Dufel? Meine Mutter weiß schon, daß wir es einüben.“

„Ei, Du kleine Plaudertasche! Damit wollten wir doch Deine Eltern am Weihnachtsheiligabend überraschen!“

„Ja, Dufel! Aber der Lehrer hat gesagt, vor den Eltern darf ein Kind keine Geheimnisse haben, und der Mutter soll man nichts verbergen.“

„Da hat der Lehrer recht, mein Junge. Jede Regel hat aber ihre Ausnahmen. Etwas Gutes, mit dem man den Eltern eine Freude machen will, das darf man schon eine Weile geheim halten. Das ist keine Sünde.“

„Ja, Dufel! Nun weiß es aber Mutter doch einmal.“

„Na, das ist auch nicht schlimm, Du kleiner gewissenhafter Mann. Deshalb werden sich Deine Eltern doch freuen, wenn Du am Heiligabend schön sagst. Neben können wir aber heute abend nicht. Ich muß noch einen Bericht über die heutigen Vorgänge für die ‚Volkstimme‘ schreiben.“

„Nimm da auch hinein, daß mein Vater verhaftet wurde, Dufel?“

„Freilich, Emil!“

„Dann mußt Du mit hineinschreiben, daß die Gendarmen meinen Vater im Gefängnis gepufft und gestoßen haben, und daß mein Vater um Hilfe geschrien hat.“

„Diese Glenden! Das sieht ihnen ähnlich! Einen wehrlosen Menschen auch noch mißhandeln! Berichten können wir jedoch darüber nichts. Sonst wird der Redakteur angeklagt, und kommt wegen Beleidigung der Gendarmen selbst mit ins Gefängnis.“

„Wieso denn, Dufel? Ich habe es doch selbst gesehen und gehört und die Gendarmen können es doch nicht leugnen. Unser Lehrer sagt immer, die Wahrheit müsse man stets sagen und der Herr Prediger Pauli, der vor acht Tagen zur Vortuition in der Schule war, sagte, ein Mensch, der lügt, begeht eine schwere Sünde.“

„Om, ja Emil! So wird es gelehrt und es ist auch alles richtig. Trotzdem ist es oft sehr gefährlich die Wahrheit zu sagen. Frage einmal Deinen Großvater. Der hat viele Erfahrungen in seinem Leben gesammelt.“

Der kleine dreht sich um, tritt an den Alten heran und fragt: „Wie ist das, Großvater?“



Birken am Bach. Naturaufnahme von H. Erdmann.

Dem Alten blickt über den sanft männlichen Ernst mit dem der kleine die Frage stellt, ein leises Lächeln über das runde Gesicht. Er sieht den Enkel dicht an sich heran, streichelt ihm liebevoll die Wangen und sagt: „Das geht ja noch gar nicht in Dein kleines Köpfchen hinein, was Du da wieder wissen willst.“

„Sage es mir nur, Großvater! Ich werde es schon verstehen. Und was ich nicht ganz verstehe, macht mir Onkel Selmut vollends klar.“

„Na, dann wollen wir es mal probieren, Du kleine Wissbegierde. Was hast Du denn heute so gedacht, als Dein Vater verhaftet wurde? Hast Du gemeint, daß Deinem Vater Recht widerfährt?“

„Nein, Großvater! Großes Unrecht! Mein Vater hat ja gar nichts gemacht. Er hat nur ruhig dagestanden, wie die Fabrikanten auch.“

„Gut! Wenn Du nun größer werden und in das Leben hinaustreten wirst, dann wirst Du unendlich viel Unrecht sehen. Kleines und großes, das zum Himmel schreit.“

„Warum wird denn dieses viele Unrecht begangen, Großvater?“

„Um die Armen darniederzudrücken, und damit das große und reiche Volk immer mächtiger und reicher wird.“

„Weshalb lassen sich denn die Leute das gefallen, Großvater?“

„Jetzt sind wir bei der Hauptfrage angekommen, Emil. Die Leute würden sich das nicht gefallen lassen, wenn sie den nötigen Verhandlung hätten. Damit das Volk nicht zur richtigen Einsicht kommt, wird es schon von Kindern heinen an verdummt. Der Lehrer muß den Kindern hundert Dinge erzählen, von denen er genau weiß, daß sie nicht wahr sind. Macht er es nicht, dann wird er weggesagt, aus Amt und Prof gebracht von den Leuten, die die Macht im Staate haben, und deren Regiment eben auf der Dummheit des Volkes beruht.“

„Und die Prediger, Großvater, sagen die die reine, richtige Wahrheit?“

„Nein, Emil! Die müssen genau so predigen wie ihnen vorgeschrieben ist. Sonst verlieren sie sofort ihre Stelle. Dann läßt das reiche Volk Bücher, Zeitungen und Flugblätter drucken, in denen tausende von Lügen aufgeschrieben werden. Und zu alledem kommt noch die Polizei, die von dem großen Volk überall gegen die Armen gehet wird. Weil die Polizei ein Werkzeug der Reichen ist, muß sie auch stets Recht behalten, weil sonst, wie es immer heißt, die Autorität des Staates leiden würde. Zehn arme Menschen kommen vor Gericht nicht gegen einen Polizisten auf, und wenn sie hundertmal Recht haben.“

„Und der Zeitungsmann würde wirklich eingesteckt, wenn Onkel Selmut in seinen Bericht hineinschrieb, was ich gesehen und gehört habe?“

„Ganz gewiß, Emil! Es ist schon dargelegt, daß Leute von der Polizei so mißhandelt wurden, daß Ärzte die Verletzungen bezeugen haben. Aber die Polizisten haben dann alle geschworen, daß keiner die Mißhandlung ausgeführt oder bemerkt hat. Es hiß dann immer, die Verhafteten hätten in ihrer Zelle getobt, und sich dabei die Verletzungen selbst zugefügt. Die Richter haben das natürlich geglaubt, und die armen Medakture, die über die Sache in ihren Blättern berichtet hatten, wurden wegen Beleidigung der Polizei ins Gefängnis geschickt.“

Der kleine sieht mit finsternem Gesicht vor sich nieder. Dann sagt er: „Bitte, lieber Onkel Selmut, gehe mal eine kleine Weile hinaus.“

„Was fällt Dir ein, Emil! Wie kannst Du Dich unterstehen, Herrn Berg aus der Küche zu weisen!“

„Ich gehe ja schon,“ sagt Selmut, der an dem kleinen seine helle Freude hat. „Sage es mir nur, Emil, wenn ich wieder kommen darf.“

Als der junge Mann aus den Tür getreten ist, und seine die studentische zuemacht hat, sagt der Alte zum Enkel abart verweisend: „Laß Du Dir nie wieder so etwas herausnimmst, Emil!“

„Sei doch gut, Großvater, ich habe es ja gar nicht so gemeint,“ sagt der kleine mit Tränen in den Augen. „Ich will Dich ja nur um etwas fragen, und Dir etwas sagen, was Onkel Selmut nicht hören soll.“

„Also was hast Du auf dem Herzen?“ fragt der Alte besänftigt.

„Großvater, bist Du auch ein Sozialdemokrat?“ Die großen Kinderaugen sind gespannt auf das Gesicht des Greises gerichtet.

„Das ist doch selbstverständlich, Emil! Das muß jeder aufgeklärte Arbeiter, ja jeder gerechtdenkende Mensch sein.“

„Wenn ich groß bin, will ich auch einer werden, Großvater. Aber so einer, der schreibt und redet. Weißt schon, so einer wie Onkel Selmut. Meiner Mutter habe ich es schon gesagt, und die sagte, sie habe nichts dagegen, wenn ich so fleißig lerne und studiere wie Onkel Selmut.“

„Da hat sie recht, Emil. Nur wenn Du Dir grammatik-stenografie aneignest und ganz kleinen Kosten auszufüllen vermagst, kannst Du Dich der Arbeiterbewegung nützlich erweisen.“

„Na, Großvater, und ich lerne auch ganz fleißig. Erst vorgestern hat der Lehrer zu den anderen Kindern gesagt: Nehmt Euch den Stöhr als Beispiel, der wendet kein Auge von meinen Lippen, und wenn ich ihn frage, kann er alles Wort für Wort wiedergeben, was ich erzählt habe. So paßt er auf.“

„Na, es ist wahr, Du bist ein tüchtiger Junge,“ sagt der Alte mit mildem Tone, durch den die Freude über seinen gewekten Enkel klingt. „Weibe es auch fernerhin und werde ein rechtschaffen und guter Mensch wie Dein Vater. Und wenn Du Dir auch noch den Onkel Selmut zum Muster nimmst, dann mußt aus Dir einstmals ein ganzer Kerl werden.“

Der kleine lächelt glücklich, dann geht er nach der Türe. Ehe er sie erreicht hat, wird sie schon von außen geöffnet, und Frau Stöhr tritt mit verweintem Gesicht in die Küche. Der kleine schlüpft an seiner Mutter vorbei durch die noch halb offene Türe und zieht Selmut an der Hand mit in die Küche. Dann wendet er sich der Eingetretenen zu: „Warum kommst Du schon zurück Mutter, ehe wir noch schlafen gegangen sind? Es ist ja noch so früh.“

Die gleiche Frage liegt Frau Stöhr auf den Gesichtern ihrer Eltern, die ängstlich auf die Tochter schauen.

Eine Minute noch herrscht beklemmendes Schweigen in dem kleinen Raum. Dann sagt Frau Stöhr mit vor Erregung zitternder Stimme: „Ich darf nicht mehr bei Noads waschen. Mein hinausgeworfen bin ich worden. Und meine übrigen Stellen bin ich auch los.“

„Das hatte ich befürchtet,“ sagt der Alte leise, wie zu sich selbst. „Die Noads sind eine rachgierige Gesellschaft. Sie sind es immer gewesen; es liegt bei ihnen schon in der Art.“

„Daron ist nur die Ginstel schuld,“ antwortet Frau Stöhr. „Ich habe mir wie üblich aus der Küche den Schlüssel zum Waschhaus geholt und mich dort an die Arbeit gemacht. Die Wädchen in der Küche mußten wohl schon Bescheid wissen, denn sie haben mich so komisch an. Es waren auch noch keine zehn Minuten vergangen, da schoß die Ginstel ohne Gruß zur Türe herein und auf mich los. „Wer hat Ihnen geheißen, hier Arbeiten zu verrichten?“ schauzte sie mich an. „Das könnte Euch frohem Volk wohl passen, wenn wir Euch noch durchsüßerten, damit Ihr recht lange streifen könnt, nicht wahr? Auf der Stelle verlassen Sie das Haus! Auch zu den anderen Herrschaften brauchen Sie sich nicht

mehr zu bemühen. Da wird Ihnen überall die Türe geöffnet, dafür ist gerorgt.“

„So eine Gemeinheit!“ sagt die Großmutter aufgebracht. „Die Frau Noad hätte das nie angetan. Das bedt alles nur die fromme Wetichwester aus.“

„Freilich! Die alte Jungfer wird sagt mehr zum reinen Satan. Verdorben hatte es es übertrauens schon lange bei ihr.“

„Warum denn? Du hast ihr doch gewiegt nie etwas in den Weg gelegt.“

„Nein, Mutter! Aber ich habe sie vor Laer und Tag einmal ablaufen lassen. Damals sa sie ganz labenfreundlich zu mir und meinte: „Frau Stöhr, Sie müßten doch auch in unsern evangelischen Frauenverein mit eintreten, und auch dahin wirken, daß Ihr Mann sich dem christlichen Arbeiterverein anschließt. Weil nun im Frauenverein hält der Pastor jeden Sonntagabend eine Bibelstunde ab. Er liest ein Kapitel des neuen Testaments vor, und liest darüber eine Petradama. Nach den Mitten in Sonntag der Woche in das eine letzte Geban und schloß ganz die Anordnungen der Sonntag. Sie mit Ihrem Mann daran teilnehmen werden, dann können Ihr Leben erst die richtige Richtung nehmen.“

„Na, ja,“ nickt der Alte. „So möchten wir haben. Zehn Tage in der Fabrik war und am Sonntag von einem Menschen, der ganze Woche müht geht, noch demont über baden über die Sinnhaftigkeit der menslichen Natur anhören!“

„Wie war die Sache auch zu dumm,“ nickt Frau Stöhr fort. „Deshalb sagte ich zu der Ginstel: Mich verlangt es nicht nach Abschneidekräften; die habe ich in der Schule bis zu Heberden; aus und ich lernen müßen und die Lehrtungen der Lände kommen mir bei meiner Arbeit auch nicht. Ich konnte die ganze Woche keine Stunde zur Ruhe, und am Sonntag habe ich erst recht alle Hände voll zu tun, weil ich für die ganze Familie alles kochen, waschen und in Ordnung halten will. Da setzt sich dann mein Mann zu mir und liest mir aus der „Volksstimme“ und aus der „Gleichheit“ vor. Das ist für uns beide Erbauung; eine ich möchte wünschen wir uns gar nicht.“

„Recht hast Du schon gehabt,“ stimmt die Großmutter bei. „Aber der Ginstel wird wohl keine Antwort schlecht gehabt haben.“

„Damals hat sie nichts weiter gesagt. Sie hat nur die Nase gerimpelt und mich gütig von der Seite angesehen. Heute hat sie es mir aber beigezahlt. Als ich zum Waschhaus hinausging rief sie mir böhmisch nach: „Kina könnt Sie sich an Ihren Treckblättern erbauen, o Zeit wird es Ihnen nicht fehlen.“

„Wie kommt es nur, daß diese widertige Person im Noadischen Hause so uneingebrannt das Regiment führt?“ fragt Selmut dazwischen. „Von der Frau Noad hört man nie etwa Heberden schaltet und waltet die Treckengast wie die Arbeiter sie gekauft haben.“

„Gegen die ist die Frau Noad nie angekommen. Ich bin als ganz junges Ding zu den Noads gezogen und bin auch bei ihnen geblieben bis zu meiner Verheiratung. Aber die hat die Ginstel schon völlig das Heft in der Hand gehabt. Sie hat eben ihr Erbteil mit in der Fabrik stecken, während die Frau Noad gar kein Vermögen in die Ehe eingebracht hat. Es sollen noch andere Dinge geübt haben, die kennt aber Mutter besser als ich.“

„Unrechtes kann der Frau Noad kein Mensch nachreden,“ sagt die Großmutter mit Nachdruck. „Nur schweres Unglück hat die Familie gehabt. Der Vater der Frau Noad der Robert Meinel, war ein angesehener und vermöglicher Fabrikant, bei dem Vater viel Jahre gearbeitet hat.“

„Und die beste Stelle war es, die ich je hatte,“ fällt der Alte ein. „Der Meinel hat

gehäute verloren gehen würde, so daß man es nicht mehr von einer Amöbe unterscheiden könnte.

Man hat sich häufig die Frage vorgelegt, warum es unter den Protozoen so zahlreiche Parasiten gäbe? Eine sichere Antwort ist nicht möglich, wahrscheinlich jedoch liegt der Grund bei ihnen ähnlich wie bei den Würmern in dem verhältnismäßig sehr geringen Sauerstoffbedürfnis vieler Formen.

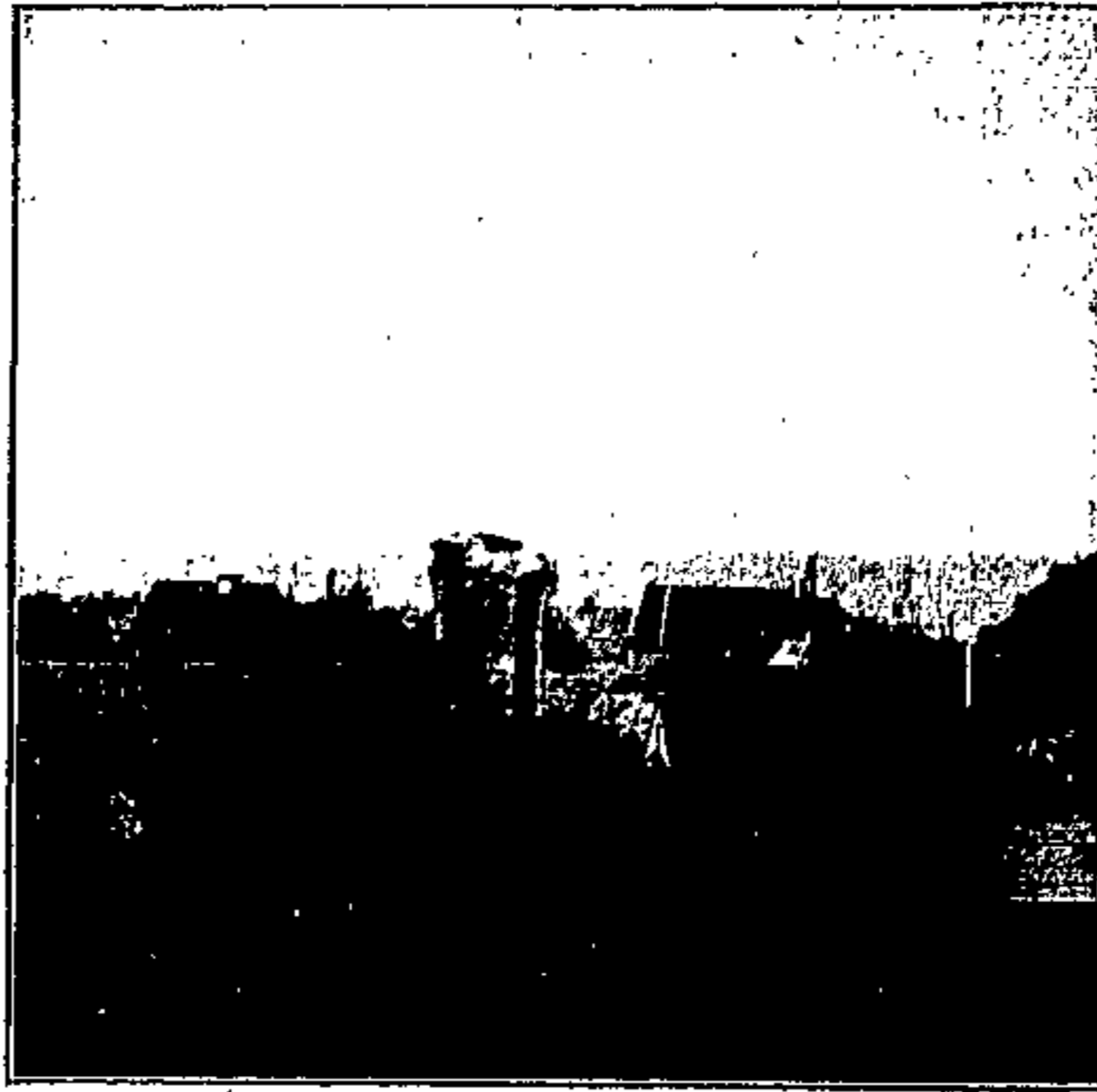
Nach der Art des Vorkommens in oder auf dem Körper eines Wirtstieres unterscheidet man zweckmäßig Ekto- und Entoparasiten (Außen- und Innenparasiten). Bei den letzteren lassen sich, entsprechend dem Orte, den sich die Schmarotzer im Körper des Wirtstieres zum Wohnsitz erkoren haben, wieder drei Gruppen auseinanderhalten. Die erste Gruppe sind die Organparasiten, die Bewohner der verschiedenen Hohlräume des befallenen Tieres, des Darmkanals, des Lumens der Geschlechtsorgane und Blutgefäße, der Lungen usw. Die zweite Art der Entoparasiten bezeichnet man als Gewebeschmarotzer. Sie leben in den verschiedenen Geweben, wie Haut, Muskeln, Nervensystem, Bindegewebe und üben hier ihre zerstörende Tätigkeit aus. Die letzte Art sind endlich die Zellparasiten, d. h. Artierchen, die gewöhnlich in dem Innern bestimmter Zellen gefunden werden. Ja, manche sind in ihrem Aufenthalt sogar noch strenger spezialisiert, sie halten sich normalerweise nur in dem Kerne der betreffenden Wirtszelle auf. Diese Einteilung ist freilich keine ganz strenge, da alle drei Gruppen durch mannigfache Uebergänge miteinander verbunden sein können.

Während einige Arten sehr einseitig an ihren Aufenthaltsort angepaßt sind und sich stets nur in einem ganz bestimmten Organ, Gewebe oder sogar nur in einer bestimmten Zellart finden, gibt es andere, die den Körper ihres Wirtes als ihre Welt betrachten, die wahren Kosmopoliten darstellen. Auch das Wirtstier selbst ist für die einzelnen parasitischen Artierchen durchaus nicht immer streng bestimmt. Neben Formen, die, wie der Erreger der menschlichen Malaria unerbittlich an die Mückengattung *Anopheles* und den Menschen, oder wie der Verursacher der Schildkrötenmalaria an den Müffelegel, *Placobdella catenigera*, und die Sumpfschildkröte gefesselt sind, treten andere auf, die in der Auswahl ihrer Wirte sehr wenig wählerisch zu Werke gehen und schon bei den verschiedensten Tierarten schmarotzend nachgewiesen wurden.

Ueberraschend ist die enorme Anpassungsfähigkeit dieser so zart erscheinenden Organismen an ganz ungewöhnliche und für die meisten Lebewesen unerträgliche Daseinsbedingungen, leben doch zahlreiche Artierchen unmittelbar in den verdauenden Säften des Darmkanals, der doch sonst für alles Organische tödlich ist. Man vermag es anfangs kaum zu begreifen, wie es möglich sei, daß die Darmparasiten nicht auch der Verdauung verfallen gleich aller anderen in den Darmkanal gelangenden organischen Substanzen, doch ist dieses ja im Grunde nicht wunderbarer, als daß der Darm von den von ihm produzierten Verdauungssäften und Enzymen nicht selbst angegriffen und zerstört wird. In der Tat kommt bisweilen bei krankhaften Störungen Selbstverdauung des Magens und Darmkanals vor. Wenn man einige Zeit nach dem Tode eine menschliche Leiche öffnet, ist es namentlich im heißen Sommer kein seltener Anblick, die Darmwand auf kleinere oder größere Strecken angedaut zu finden. Während man in früheren Zeiten die Unangreifbarkeit der unversehrten Darmschleimhaut durch das Wirken der mystischen „Lebenskraft“ erklären zu können glaubte, ist man heute, wo die Lehre von den Antitoxinen (Gegengiften) zu immer größerer Bedeutung gelangt, der Ansicht, daß eine Selbstverdauung durch die Ausscheidung eines besonderen Stoffes,

eines Gegengiftes oder Antizymins verhindert würde, das die Verdauungssäfte abfärbt und sie so für den eigenen Körper unschädlich macht. Wahrscheinlich liegt die Sache bei den Darmparasiten ähnlich, indem sie gleichfalls durch die Bildung bestimmter Antikörper die Enzyme und Verdauungssäfte ihrer Wirte unwirksam machen.

Große Schwankungen in den Lebensbedingungen, scharfe Uebergänge und Temperaturänderungen haben besonders auch die parasitischen Artierchen zu erdulden, die im Laufe ihrer Entwicklung einen Wechsel ihres Wirtes durchmachen müssen. Man denke nur an Arten wie den Malariaparasiten, der aus der hohen Wärme des menschlichen Blutstromes unvermittelt in den Darm der Mücke gelangt. Doch auch die anderen Parasiten, die nur einen Wirt besitzen, müssen, damit die Art sich überhaupt zu erhalten vermag, die Möglichkeit haben, beim Tode des Wirtstieres selbst einen anderen Wirt aufzusuchen oder doch wenigstens ihrer Nachkommenschaft geeignete Daseinsbedingungen zu bieten, bis ein Zufall sie wieder in das Innere eines geeigneten Tieres führt. Das kann auf recht verschiedenen Wegen erreicht werden. Viele Artierchen runden sich, wenn ungünstige, ihr Leben bedrohende Verhältnisse eintreten, ab, bilden alle etwa vorhandenen Organellen, wie Scheinfüßchen, Geißeln, Wimpern usw. zurück und scheiden eine derbe,



Altes Städtchen am Meer.

undurchlässige Hülle aus, die sie ebenso sicher gegen Hitze und Kälte wie gegen Eintrocknung schützt. In derartigen „Dauerzysten“ scheint alles Leben erloschen und lange, lange Zeit, vielleicht Jahre, vermag dieser Zustand zu währen, bis ein günstiges Geschick die Tiere wieder unter bessere Bedingungen versetzt. Dann erwachen sie rasch zu neuem Dasein, sprengen ihre Eystenhülle und kriechen aus. Andere parasitische Artierchen, wie z. B. die Erreger der nordafrikanischen Weichälkrankheit der Pferde können auch direkt durch unmittelbare Berührung während des Geschlechtsaktes von einem Wirt auf einen anderen übertragen werden. In vielen Fällen übernehmen auch blutsaugende Insekten oder Würmer die Uebermittlung und gerade die gefährlichsten Krankheiten, Malaria, Schlafkrankheit und noch zahlreiche andere Leiden werden auf diesem Wege verbreitet. An einer anderen Stelle werden wir noch eingehender darauf zu sprechen kommen. Jetzt wollen wir uns zuerst mit den parasitischen Weicheltierchen des Menschen beschäftigen.

Sowohl in dem menschlichen Darmkanal wie in den Darmentleerungen werden sehr häufig und in großer Zahl kleine Amöben gefunden, die man früher unter dem Sammelnamen *Amoeba coli* zusammenzufassen pflegte. Die Häufigkeit des Vorkommens ist in den einzelnen Ländern großen Schwankungen unterworfen. Man beobachtet die Parasiten bei Gesunden und bei an Diarrhoe Leidenden. Nach den Angaben

Schandinus sollen in den österreichischen Stäntländern und in Ostpreußen mehr als die Hälfte aller untersuchten Personen von dieser Tierart befallen sein, in Berlin dagegen wurden sie nur bei etwa 20 Proz. nachgewiesen. Der Körper der Amöben einen äußerst einfachen Bau besitzt, sind natürlich auch die durch das parasitische Leben bedingten Mückbildungen nur unmerklich, so daß sich die Darmamöben sehr wenig von ihren vorhin geschilderten freilebenden Verwandten unterscheiden. Die Größe der häufigsten Darmamöben schwankt zwischen 0,01 und 0,03 Millimeter im Durchmesser. Außen- und Innenplasma ist nur undeutlich getrennt, bloß während der Bewegung beim Hervorströmen der Scheinfüßchen tritt der helle Protoplasmasaum scharfer hervor. Die Bewegungen selbst sind träge und schwerfällig, in der Regel bilden die Tiere immer nur ein einziges breittappiges Fäßchen. Der im Innenplasma gelegene große, bläschenförmige Kern wird von den zahlreichen als Nahrung aufgenommenen Bakterien, Mückkörperchen und anderen Stoffwechselprodukten, mit denen der Zelleib beladen ist, fast verdeckt. Man könnte die Darmamöben leicht mit den so ähnlich gestalteten weißen Mückkörperchen (Leukocyten) verwechseln, würde nicht das Vorhandensein mehrerer Vakuolen, von denen eine in gleichmäßigen Pausen pulsirt, sie unzweifelhaft als Artierchen zu erkennen geben.

Die Vermehrung unserer Amöben geschieht gewöhnlich wie bei den freilebenden Formen durch einfache Teilung. Zuerst schnürt sich der Kern durch, die beiden kleinen Tochterkerne rücken auseinander und um jeden schließt sich etwa die Hälfte des Protoplasmas zusammen. So entstehen aus dem einen Muttertier zwei junge Amöben, die in kurzer Zeit zu der normalen Größe heranwachsen. Neben der Zweiteilung scheint aber noch eine Art Zerfallsteilung vorzukommen, die dadurch eingeleitet wird, daß sich das betreffende Tierchen abrundet und mit einer festen Eystenhülle umgibt. Dann teilt sich der Kern mehrfach hintereinander. Das Resultat sind acht kleine Kerne, die sich im Zelleibe zerstreuen. Um jedes Kernteilstückchen sondert sich jetzt eine geringe Menge Protoplasma ab. Die so entstandenen acht jungen Amöben verlassen dann später die schützende Hülle und wachsen zu großen Tieren heran.

Ueber die Bedeutung der *Amoeba coli* für den Menschen gingen bis vor kurzem die Ansichten der Fachleute weit auseinander. Während viele in ihnen gefährliche Parasiten und Erreger der Ruhr erblickten, hielten andere sie für harmlose Kosmopoliten (Mitesser), die sich friedlich im Darm von den Abfällen der Nahrungsüberreste ernähren sollten. Als dann durch die Untersuchungen Kruses es so gut wie sicher wurde, daß die typische Dysenterie (Ruhr) von einem Bakterium, dem sogenannten Shiga-Krankechen *Bacillus* hervorgerufen wird, schien der Streit zugunsten der letzteren Annahme entschieden. Es ist ja überhaupt stets eine schwierige Sache, zu sagen, ob ein bei einer bestimmten Krankheit gefundener Parasit wirklich der Erreger ist, bevor es nicht gelungen ist, Reinkulturen der betreffenden Schmarotzer anzulegen und durch künstliche Ueberimpfung der verdächtigen Parasiten die Krankheit experimentell zu erzeugen. Solange derartige Versuche fehlen, sind schwere Irrtümer nicht ausgeschlossen, wenn nicht andere beweiskräftige Beobachtungen vorliegen, wie z. B. bei der Malaria. In diesem Falle erkennt man nämlich die schädigende Wirkung der Parasiten ohne weiteres, sieht man doch unter dem Mikroskop, daß sie massenhaft in die Mückkörperchen eindringen und dieselben einfach auffressen. Wie wenig beweiskräftig sonst das regelmäßige Vorkommen irgend eines Organismus bei einem krankhaften Prozeß für einen ursächlichen Zusammenhang beider Erscheinungen ist, dafür möchte ich einen freilich recht trivialen aber sehr

charakteristischen Vergleich anführen. In sauren dem Säure kann man stets in großer Zahl die bekannten Säuremilchen finden, trotzdem sind sie nicht die Erreger der Säure, sondern finden in den sich zersetzenden Stoffen nur einen günstigen Nährboden, in dem sie gut gedeihen.

Zeh sagte vorhin, daß nur Reinkulturen und künstliche Infektion einen eindeutigen Beweis für die Erregernatur eines bei einer Krankheit aufgefundenen Parasiten erbringen können. Leider hatten jedoch bisher alle Versuche, welche in dieser Richtung bei den Krättern unternommen wurden, ein negatives Resultat, nur bei den geflüchteten Trypanosomen, unter denen sich auch der Erreger der Schlafkrankheit findet, ist Novy neuerdings erfolgreicher gewesen. Die Bakteriologen sind in dieser Hinsicht weit glücklicher daran, da sich die meisten Bakterien leicht auf künstlichem Nährboden, wie Kartoffeln, Mutagar, Nährbouillon usw. züchten lassen.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den Amöben zurück.

Wenn auch die eigentliche Dysenterie von dem Shiga-Kruschischen Bazillus hervorgerufen wird, so scheint es daneben doch noch eine besondere Amöbenruhr zu geben. Nach dem heutigen Stande der Forschung finden die widerstreitenden Anschauungen dadurch eine Erklärung, daß in dem menschlichen Darmkanal offenbar zwei, vielleicht sogar mehrere Amöbenarten vorkommen, von denen die einen unschädliche Miteesser sind, während die anderen, namentlich bei starker Vermehrung, gefährliche ruhrartige Erscheinungen hervorrufen, und jetzt allgemein als die Erreger der sogenannten „asiatischen Ruhr“ angesehen werden. Wie bei so vielen anderen biologischen Fragen schaffte auch hier

erst das Experiment Klarheit. Es ist noch in frischem Gedächtnis, wie schwer seinerzeit während des chinesischen Feldzuges die verbündeten Truppen unter Dysenterie zu leiden hatten. Bei einer Anzahl dieser Soldaten, die ihr Leiden mit in die Heimat herübergebracht und im Berliner Garnisonlazarett Aufnahme gefunden hatten, wurden denn auch im Stuhl zahllose Amöben nachgewiesen. Um nun über die Bedeutung der Schmaröber ins Reine zu kommen, übertrug man die Amöben auf Kräten, in deren Darm sie sich rasch vermehrten. Schon nach wenigen Tagen gingen denn auch die Versuchstiere unter heftigen ruhrartigen Erscheinungen zugrunde. Eine Züpfung mit den neben den Amöben gefundenen Bakterien blieb dagegen erfolglos. Zum Unterschiede von der harmlosen *Amoeba coli* bezeich-

net man die Ruhrform als *Entamoeba histolytica*. Auch die Entamoeba vermag Dauerzysten zu bilden. Sie treten besonders zahlreich auf, wenn die Krankheit in Heilung übergeht. Wahrscheinlich geschieht die Ausbreitung der Amöben in den meisten Fällen im eingekapselten Stadium. Jedenfalls vermochte Schaudinn an eigenen Leibe nachzuweisen, daß die Aufnahme von Zysten der harmlosen *Amoeba coli* in den Darm zu einer Infektion führt. Eine Taube, an welche man Dauerzysten der Ruhramoeba verfütterte, erlag ebenfalls in wenigen Tagen der Krankheit. Gelegentlich wurden parasitische Amöben beim Menschen auch noch in anderen Organen, in der Lunge, in der Darmlase und im Blute in hohlen Zellen

amöboid bewegliche Jugendform und gewinnen erst im erwachsenen Zustand eine unveränderliche Gestalt. Diese Fähigkeit Pseudopodien zu bilden, darf man wohl als einen deutlichen Hinweis auf eine nahe Verwandtschaft der Geißelinfusorien mit dem Stamme der Kinetoplastiden betrachten.

Von einer Zerkleinerung des Zellleibes in Außen- und Innenplasma ist nur in wenigen Fällen etwas zu bemerken. Der ganze Körper besteht in der Regel aus einem feinstörnigen Plasma, in dem man den oft recht komplizierten Sternapparat und eine oder auch zahlreiche Vakuolen bemerkt. Die Nahrungsaufnahme geschieht durch eine besondere Mundöffnung am vorderen Körperende, von deren Rande gewöhn-

lich die Geißeln ihren Ursprung nehmen. In anderen Fällen hat die Mundöffnung ihre ursprüngliche Aufgabe verlassen und ist mit der kontraktilen Vakuole in Beziehung getreten, das heißt, sie dient wahrscheinlich zur Exkretion. Für den Laien ist es überraschend, daß es bei einigen Flagellaten sogar zur Ausbildung primitiver Sinnesorgane, einfacher Augen gekommen ist. Alles dieses ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß man die Protozoenzelle nicht, wie es in populären Darstellungen so gerne geschieht, mit den Zellen, die den Körper der höheren Tiere und Pflanzen aufbauen, auf gleiche Stufe stellen darf. Der Ausgangspunkt mag der gleiche gewesen sein, aber die weitere Entwicklung ist nach zwei ganz verschiedenen Richtungen gegangen.

Unsere heutige Wissenschaft gliedert die Flagellaten in vier große Unterabteilungen: Echte Flagellaten, Choanoflagellaten, Dinoflagellaten, Cystoflagellaten.

Nur die erste dieser Abteilungen umfaßt

Schmaröber und Krankheitserreger, die drei anderen Gruppen sind offenbar zu einseitig spezialisiert, zu weitgehend an ihre verschiedenen Lebensbedingungen angepaßt, als daß aus ihnen parasitische Formen hätten hervorgehen können.

Ein sehr häufiger Bewohner des menschlichen Körpers ist ein kleiner Flagellat von ungefähr 0,01 bis 0,03 Millimeter Länge, *Trichomonas vaginalis*. Wie schon der Name besagt, lebt das Tierchen vorzugsweise in dem vaginalen Schleim der Frauen und wird namentlich im Gefolge von Scheidenkatarrhen beobachtet. Nach den Angaben von Kölliker und Seanzoni kommt dieser Parasit bei mehr als 50 Proz. aller untersuchten Frauen vor. Beim männlichen Geschlecht wurde er bisher nur selten in den Harnleitern beobachtet. Da *Trichomonas*



R. de Witt: Im Krautgarten.

aufgefunden, als Krankheitserreger scheinen sie jedoch sonst ohne Bedeutung zu sein.

Eine bereits sehr viel höhere Organisation als die Amöben besitzen die sogenannten Geißelinfusorien oder Flagellaten. Ihren Namen verdanken die Tiere dem Besitz eines oder mehrerer fadenförmiger Anhänge (Geißeln), die sowohl zur Fortbewegung wie auch in vielen Fällen zur Herbeischaffung der Nahrung verwendet werden. Im allgemeinen ist die Gestalt des Flagellatenkörpers eine feste, nichtwechselnde. Ja, bei zahlreichen Arten wird der Körper sogar durch eine derbe Haut (Cuticula) oder einen starren Panzer vor Schädigungen geschützt. Nur wenige Flagellaten haben noch die Fähigkeit, an beliebigen Stellen des Körpers protoplasmatische Scheinfüßchen zu bilden; andere besitzen noch eine

vaginalis nur in sauer reagierenden Flüssigkeiten leben kann, so ist seine Vertreibung leicht durch Einspritzungen von alkalischen Substanzen zu erreichen. Ob er als Erreger der Scheidenkatarrhe anzusehen ist oder nur in ihrem Gefolge als harmloser Saprophyt auftritt, darüber gehen die Ansichten noch immer auseinander.

Was die Organisation des Tieres anbelangt, so besitzt es einen nach hinten spitz auslaufenden, etwa spindelförmigen Körper. Doch gehört es zu den wenigen Flagellaten, welche ihre Körperform recht erheblich verändern können. Die Fortbewegung der Tiere wird durch drei an dem breiten Vorderende entspringenden Geißeln und durch eine undulierende Membran vermittelt, welche ebenfalls hier ihren Ursprung nimmt und nach hinten zieht. Die undulierende Membran, ein Organ, das bei den Flagellaten in weiter Verbreitung vorkommt, stellt einen dünnen, protoplasmatischen Saum dar, der an seinem freien Ende von einem festeren Faden eingefasst wird und charakteristische, wellenförmige Bewegungen ausführt. Sonst bietet die Organisation der Trichomonaden nichts besonders Bemerkenswertes.

Außer *Trichomonas vaginalis* wurde noch eine andere Art, *Trichomonas hominis*, im Darne des Menschen beschrieben. Diese Form, welche sich nur schwer von *Trichomonas vaginalis* unterscheiden läßt, findet sich namentlich bei Personen, welche an Diarrhoe erkrankt sind. Die übrigen Vertreter der Gattung *Trichomonas* sind ausschließlich tierische Parasiten, und befallen hauptsächlich niedere Tiere, Eidechsen, Kröten, Schnecken usw. Für den Menschen sind sie jedenfalls ohne besondere Bedeutung, daß wir von ihrer Besprechung absehen können.

Die für den Menschen wichtigsten Geißeltierchen sind ohne Zweifel Angehörige der Gattung *Trypanosoma*, deren systematische Erforschung gerade in den letzten Jahren mit großem Erfolge in Angriff genommen wurde. Hatten wir es bisher mit verhältnismäßig harmlosen Schmarobern zu tun, so treffen wir unter den Trypanosomen in großer Zahl Erreger verheerender Seuchen, unter denen der Mensch und seine Haustiere namentlich in den tropischen Gegenden schwer zu leiden haben. Ihrer Bedeutung entsprechend wollen wir uns denn auch mit der Lebensgeschichte und dem Bau dieser Schmarober etwas ausführlicher beschäftigen.

Die Trypanosomen sind bisher nur als Parasiten bekannt geworden. Ihre Entdeckung geht bereits bis 1841 zurück, in welchem Jahre Valentin im Blute einer Bachforelle diese kleinen lebhaft beweglichen, ihre Form ständig verändernden Tierchen zuerst bemerkte. Irrtümlicherweise hielt er sie für Amöben. Bald wurden dann auch dieselben Organismen bei verschiedenen anderen niederen Tieren und bei Vögeln und Säugetieren nachgewiesen, doch erst die letzten Jahre brachten Untersuchungen, welche die weltweite Verbreitung und die hohe pathogene Bedeutung erkennen ließen. Um einen Begriff ihrer fast univiersellen Ausbreitung im Tierreiche zu geben, sei erwähnt, daß man sie bisher beim Menschen, zahlreichen Säugetieren, Vögeln, Amphibien, Reptilien, Fischen, Moostierchen und noch zahlreichen anderen regelmäßigen oder mehr gelegentlichen Wirtstieren nachweisen konnte. Die meisten Arten sind ausgesprochene Blutparasiten, andere leben in dem Darne oder der Leibeshöhle der befallenen Tiere. Namentlich in dem Darmkanale verschiedener blutsaugender Würmer und Insekten wurden häufig, das läßt sich ja schon aus der Lebensweise dieser Tiere herleiten, Trypanosomen nachgewiesen.

Eine weit verbreitete Art ist das im Blut der Matten lebende *Trypanosoma Lewisii*. Es findet sich bei annähernd einem Drittel aller untersuchten Tiere, bisweilen in solchen Ummengen, daß man unter dem Mikroskop in einem Gesichtsfelde fast mehr Trypano-

somen als rote Blutkörperchen sieht. Außer bei den verschiedenen Mattenarten, kommt der Parasit auch noch häufig in der Mutflüssigkeit des Samflers vor. Ob er noch bei anderen Wirtstieren auftritt, läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten, sind doch die verschiedenen Trypanosomenarten zum Teil einander so ähnlich, daß man häufig in Zweifel gerät, ob eine Form, der man im Blute eines anderen Wirtes begegnet, nun auch wirklich eine besondere abgetrennte Art darstellt. Die Systematik ist überhaupt der schwächste Punkt in der Trypanosomenforschung. Viele Forscher sind freilich leicht geneigt, für jeden Wirt eine besondere Trypanosomenart aufzustellen, aber bisher haben sich alle aufgestellten Artmerkmale wie Größe, Beweglichkeit, Bau und Stellung des Sternes usw., als äußerst schwankend und unsicher erwiesen, so daß manche Autoren überhaupt nur eine Art anerkennen und die verschiedenen Formzustände auf die Einwirkung äußerer ungleicher Bedingungen zurückführen.

Gerade neuerdings, seit es Novy gelang, die Trypanosomen in Reinkulturen auf künstlichem Nährboden nach Art von Bakterien zu züchten, hat es sich so recht gezeigt, welcher tief greifenden Umwandlung der Trypanosomenkörper fähig ist. Die Tiere verlieren unter den ungewohnten Bedingungen der Kultur alle ihre charakteristischen Eigenschaften, daß man sie kaum mehr als Trypanosomen ansprechen möchte. Durch Zurückversetzen in das Blut des normalen Wirtes lassen sie sich jedoch jederzeit leicht in die ursprüngliche Form zurückführen. Aus diesem Grunde kommt Doflein sogar zu der Annahme, daß die typische Trypanosomenform überhaupt nur eine Anpassungserscheinung ist. Auch Robert Koch hatte bereits früher aus ähnlichen Erwägungen die Ansicht ausgesprochen, daß die Trypanosomen werdende Arten sind, so daß es eventuell möglich wäre, eine Form in eine andere zu verwandeln. Diese große Unsicherheit dürfte wahrscheinlich erst schwinden, wenn unsere Kenntnisse des Entwicklungskreislaufes der Trypanosomen etwas weniger lückenhaft sind als gegenwärtig.

Betrachtet man ein Tröpfchen Blut einer infizierten Matte unter dem Mikroskop, so sieht man zahlreiche kleine lebhaft bewegliche „Wirmchen“ mit geschickten Drehungen des länglich zugespitzten Leibes zwischen den Blutkörperchen umher schwimmen. Die Art der Fortbewegung ist äußerst charakteristisch. Bald erscheint der Zelleib gestreckt, dann wieder spirallig aufgewunden.

Durch die spirallige Aufrollung kommt eine rotierende Bewegung zustande, während die Ortsveränderung durch eine kräftige Geißel bewirkt wird. An der Ursprungsstelle der Geißel liegt ein kernartiges dicht gefügtes Gebilde, der sogenannte Plepharoplast oder Geißelkern, dessen Bedeutung noch unsicher ist. Er entsteht durch Teilung aus dem etwa in der Mitte des Zelleibes gelegenen Hauptkern, mit dem er bisweilen noch durch einen feinen Faden zusammenhängt. In den meisten Fällen besitzen die Trypanosomen außer der Geißel eine kräftige undulierende Membran, die, wie wir bereits hörten, ebenfalls der Fortbewegung dient. An dem Zelleibe selbst unterscheidet man ein feinkörniges Innenplasma und ein klar durchscheinendes Außenplasma. Die Größe der verschiedenen Trypanosomen schwankt zwischen recht weiten Grenzen. Das Mattentrypanosom gehört zu den kleinen Formen, seine Länge beträgt im Durchschnitt nur 0,01 Millimeter, bei einer Breite von etwa 0,003 Millimeter, während einige andere Arten eine Länge bis zu 0,2 Millimeter erreichen.

Innerhalb der Mutflüssigkeit erfolgt die Fortpflanzung durch Längsteilung. Da aber die Trennung oft nur eine unvollkommene ist, der vor Beendigung rasch eine zweite, dritte und vierte folgen kann, so entstehen häufig kleine

rosettenförmige Tierstöcke, die sich erst nach einiger Zeit in die einzelnen Individuen auflösen. Dauerformen scheinen bei den Trypanosomen nicht aufzutreten, wenigstens wurden sie bisher nicht mit Sicherheit beobachtet. Die Uebertragung der Mattentrypanosomen soll durch eine blutsaugende Laus, *Haematopinus spinulosus*, erfolgen, in deren Magen die Schmarober durch v. Provacsek nachgewiesen wurden.

In Analogie mit dem Malariaparasiten, dessen Lebensgeschichte wir später kennen lernen werden, nehmen einige Forscher an, daß die Trypanosomen in dem Insekt-Zwischenwirt noch einen besonderen Entwicklungs- und Reifungsprozess durchmachen. Es sollen sich männliche und weibliche Individuen bilden, die sich miteinander verschmelzen und aus denen dann später wieder neue Trypanosomen hervorgehen. Die Weise jedoch, welche bisher für diese Behauptung beigebracht wurden, können einer strengen Kritik nicht standhalten und bedürfen jedenfalls noch sorgfältiger Nachprüfung. Manche Gründe sprechen sogar gegen eine solche Annahme, da bisweilen z. B. bei den Trypanosomen der nordafrikanischen Weichhülkrankheit (*Trypanosoma equiperdum*) ein Zwischenwirt zu fehlen scheint und die Uebertragung der Krankheitserreger direkt beim Geschlechtsakt erfolgt.

Eine der bekanntesten Trypanosomenkrankheiten ist die furchtbare Tsetse Fliegen-Seeche, die im Sudan, im ganzen Süden Afrikas und auch in unseren afrikanischen Kolonien wahrhaft entsetzliche Verheerungen unter dem dortigen Viehbestande angerichtet hat. Pferde, Rinder, Wauktiere und Kamele werden von dieser Seuche befallen. In kurzer Zeit vernichtet sie den Viehreichtum weiter Landstrecken und macht das Halten von Vieh, Last- und Zugtieren zu einer Unmöglichkeit.

Schon seit langer Zeit war es den Tierzüchtern und Reisenden bekannt, daß die Krankheit durch den Stich einer Fliegenart, der berühmten Tsetse, *Glossina morsitans* hervorgerufen wird. Nur in Gegenden, in denen dieses blutdürstige Insekt verbreitet ist, kommt die Krankheit vor. Der Lieblingsaufenthalt der Fliegen sind Aushöhlungen. Hier findet man sie oft in großen Scharen. Weder am Tage noch in der Dämmerung haben die Herden Ruhe, nur die völlige Dunkelheit bringt den Tieren Erleichterung von ihren Qualgeistern. So weit unsere Erfahrung reicht, verläuft die Krankheit wohl immer tödlich; Heilung ist meines Wissens bisher in keinem Falle sicher beobachtet worden.

War man zu dieser Erkenntnis bereits verhältnismäßig früh gelangt, so blieb man doch über die wahre Ursache der furchtbaren Wirkung des Bisses der *Glossina* im Unklaren. Erst den Untersuchungen Bruce's war es vorbehalten, Licht in dieses Dunkel zu tragen. (Fortf. folgt.)

Drei Strophen.

Flüsternd regen
Sich im Herzen wieder Jugendträume —
Kinderreime
Klingen auf des Lebens rauhen Wegen
Mir entgegen . . .

Stillversonnen
Lausch' ich diesen märchenschönen Weisen,
Die dich preisen
Jugendzeit! — mit allen deinen Wonnen,
Deinen Sonnen . . .

Ewig neigen
Möcht' mein Ohr ich diesen Zauberklängen,
Nachtgesängen —
Und die unruhvollen Pulse geigen
Sehnsuchtsreigen . . .

Von freundes Hand.

Teilerzählung des Zyklus „Unterirdische Wälder“, von H. Strug. Aus dem Polnischen übersetzt von E. Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Es wurde still in der Stube. Die Genossen begriffen Walers Schmerz; sie wurden beinahe davon ergriffen. Nur Karas rang die Hände, hob die Augen zur Decke, als wollte er jemand um Hilfe anrufen. Als er jedoch die allgemeine Teilnahme für Waler bemerkte, machte er weiter keine Geschichten, nahm nur eine boshaft höhrende Miene an und stand so unhörnd an der Tür.

„... Wenn es wirklich wahr ist, dann was weiter? So sagt es mir, Ihr Leute alle, wie Ihr hier seid. Was wollt Ihr anfangen? Wo wollt Ihr einen Winkel finden? So rätel, sprecht, belst. Ihr seid ja Hüter, belehener, älter als ich. Wie wird Euer Leben von nun an aussehen? Wie wollt Ihr morgen aufwachen? Sagt es mir doch, sagt es, redet!“

Dieses schmerzvolle Geschlatter barg ein furchtbares, unausgesprochenes Mitleid. So manchem fiel es plötzlich ein, daß die zum sozialistischen Male besprochene Weicherte doch voll Zehreden war, an die niemand bisher gedacht hatte, niemand. Nur einer: Waler.

„Es sind nun an die drei Jahre her... scheint bloß eine Kleinigkeit. Aber für mich... Was war ich, wer war ich? ... Ein Zaufbruder, ein Mantbold war ich, der in der Gasse nädigte. Was konnte ich anderes, als Madam machen in den Streifen? Wie oft habe ich im Lode logiert! Mir war nichts heiligt. ... Drei Jahre sind es her. ... Drei Jahre, Menschenkinder, und nicht länger. Was wußte ich damals vom Sozialismus? Hatte sogar nie davon gehört wie käme auch ein Stroch, wie ich es damals war, dazu? Da traf ich ihn. Zufällig machte ich seine Bekanntschaft, ein Wort gab das andere. Drei Jahre sind es her. ... Nicht zu glauben, drei Jahre nur! ... Was weiter, was nun?“ brach es plötzlich aus Walers mächtiger Brust hervor, während sein stammender Blick von einem zum andern irrte. „Wer hat mich aus dem Dreck gezogen? Wer hat mich die heilige Wahrheit des Sozialismus gelehrt? Wer hat mich zur Partei gebracht? Wenn verdante ich es, daß Ihr mir die Hand gebt, mich als Euren Genossen betrachtet? Wenn, frage ich, verdante ich alles? Wer hat mich zu einem neuen Menschen gemacht? Wer, frage ich, wer?“

„Ruhe, Waler! Mensch, brülle doch nicht, um Himmelswillen!“

„Zum Teufel mit dem Komödientenspiel.“ begann Karas, brach aber jäb ab, als er dem Blick des Rasenden begegnete.

Waler beruhigte sich allmählich, streckte die Hand aus und wies mit dem Finger in irgend eine Ecke der Stube. Eine Weile schwieg er, rang augenscheinlich nach Fassung.

„Ich sehe ihn vor mir — jedes seiner Worte höre ich. „Du wirst das Trinken lassen,“ sagte er, „das vor allen Dingen!“ Wer hat mich seit jener Zeit jemals betrunken gesehen? Auch nur ein einziges Mal, frage ich!“

Waler läßt die Faust auf den Tisch niederhauen.

„Ruhig, zum Teufel auch!“

„Die Lampe!“

„Gut. Auch mit Weibern sich herumtreiben, schickt sich nicht für einen Sozialisten,“ sagte er. Hatte ich denn eine Ahnung, was Prostitution bedeutet? „Heirate,“ sagte er, „eine anständige Frau.“ Schön. Ich nahm mir ein Weib. Was er mir sagt, das tue ich. Ich folge ihm wie dem lieben Herrgott. Wie ein treuer Hund lese ich ihm alles von den Augen ab. Zusammen haben wir beide Jagd auf Spitzel gemacht. Mich hat er immer mitgenommen. „Zu anderen Dingen,“ pflegte er zu sagen, „bist Du nicht geschickt genug. Mögen die anderen agitieren, Du hast die

Bermut in der Faust! ... „San drein,“ befaß er. Ich schaute nicht hin. Das Wen und Wo war keine Sache. Er brauchte mir hin zu zeigen, und ich schlug drein, daß die Nanten stoben. Warum, meint Ihr wohl, Genossen, läßt sich auch jetzt auf der Wola kein Spitzel mehr blicken? Wir versuchten auch die Stadt von diesem Massenge zu reinigen. Wie die Schinder hinter den Kunden, so waren wir hinter den Spitzeln her. Und ein Hasenfuß war er nicht, das sage ich Euch! „San los, immer drauf!“ Einmal nachts auf dem Dul* waren wir einem Spitzel auf den Ferien. Er flücht, brüllt, wir düht hinter ihm her. Nicht am Janne packe ich ihn — im selben Augenblicke kommt wie vom Teufel geschickt eine Patrouille im Galopp herangejrenat. Ich sehe ihn an — was nun? „Los,“ sagt er, „ziehen nach dem anderen, aber jehe!“ Gut, hab ich da losgelegt. Einmal nur bekam ich eins mit der Nagelke übers Maul. Um i h u ging es mir; denn, denke ich mir, wenn sie den jetzt packen, dann muß er bammeln. Na, und was? Wald trieben wir die reiterlosen Stojakenpferde heim, die Czerniakowskajstraße entlang und — abgemacht.“

Er flühterte immer leiser, bis er endlich ganz verstummte. Sein ganzer Wortvorrat schien erschöpft. Er versuchte weiterzusprechen, blieb aber stecken, als wäre er der Sprache beraubt. Eine Zeitlang hörte er den Erklärungen der Genossen zu, nickte mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu verstehen, bis plötzlich ein schmerzlicher Gedanke in ihm jäb aufblitzte und er die Worte dazu fand, die sich mit einem Stöhnen losrang. Die anderen verstummten sofort.

„Was nun? Ihr seid ja geschickter als ich, so redet doch! Was nun, was weiter? Was jetzt? Was bleibt uns übrig? Der Glaube ist hin, und das Vertrauen weg. Woher weiß ich denn... vielleicht seid Ihr auch morgen schon alle Spitzel? Wer kann es wissen? War er denn nicht gestern auch ein Genosse? Wer kann bürgen, daß sogar Genosse Weichert nicht morgen zu den „Reißchen“* übergeht?“

„Halts Maul, Tölpel, wir alle bürgen... Vämnel!“

„Du hast ja einen stopf so hart wie ein Amboss, man sollte bloß mit dem Hammer darauf losschlagen, dann verstündest Du schon, Du Narr!“

„Wenn Du so dumm bist, es nicht zu wissen, dann will ich Dir sagen, was geschehen wäre, wenn Weichert so gehandelt hätte.“

Der Alte bemühte sich ruhig zu sprechen, wie man zu kleinen, unvernünftigen Kindern spricht, aber er bebte am ganzen Leibe vor innerer Empörung. „Das sollst Du gleich erfahren, Du Einfaltspinsel, Du Dickhädel, Du Tölpel Du. Wäre so was herausgekommen, dann hätten die Genossen ebenso Gericht gehalten wie heute. Und dann hätte sich einer gefunden, der mit dem Dolsch oder ähnlichem Zeug zum alten Weichert gegangen wäre und ihm gesagt hätte: Du bist bisher unser Genosse gewesen, jetzt aber bist Du ein Schuft und Provokateur, drum zum Knuckel mit Dir! Verstehst Du jetzt? Noch immer nicht? So paß denn auf, Du Dummkopf: Mit Schmach und Schande und einem Berichte des Borgesfallenen im „Robotnik“ wäre der alte Weichert zum Teufel geschickt worden. Sein Andenken wäre mit ewigem Fluche bedeckt, doch der Sozialismus, siehst Du, der wäre geblieben wie bisher und in alle Ewigkeit. Na, verstanden?“

„Aber keinen Dummen...“

* Dul = Arbeiterviertel.

** Spottname für die Gendarmen.

„Bitte ab, Waler, verziehst Du? Daß Du so was nur sagen könntest, nicht Du abbitten. So was sagt man eben nicht, und noch wem? Einem Manne wie dem Genossen Weichert.“

Waler war tief gekränkt, denn er schätzte den Alte außerordentlich. Er sahnte sich und trat auf Weichert zu, der mit gerunzelter Stirn da stand. Und ehe sich's jemand versah, hatte sich Waler herabgebeugt und auf des Alten Hand einen Stuß gedrückt. Alle waren sehr ergriffen; so etwas war unter Genossen bisher noch nicht vorgekommen. Auch der Alte war beänstigt. „Na, merke es Dir in Zukunft und komme mir allem Genossen nicht mehr mit solchem Gerede. Dein Vater könnte ich sein — wärst wohl auch dann nicht so dumm geblieben, Junge.“

„Was ist Dir, Waler? So beruhige Dich doch.“

„Wasser!“

Waler sammelte sich gegen die Wand, daß die Stube erbehte. Er preßte den Kopf in beide Hände, bis die Zähne knirschend aufeinander kämpfte mit sich und brach endlich in schreckliches Zähluchzen aus.

Es schien unerträglich, das erschütternde Leid dieses Menschen mitanzusehen. Und so manchem fuhr es dabei durch den Sinn, daß an der ganzen Sache doch etwas Besonderes sein müsse. Doch was? Für einen Provokateur gab es doch immer nur eins: den Tod. Das war verflucht einfach... und schien doch nicht so einfach zu sein... „Na, na, Waler...“

„Gehe nach Hause und verblaste die ganze Geschichte. Wenn Du morgen aufsteht, wirst Du auch gleich alles verstehen.“

In der Stube wurde es wieder laut.

„Wie soll ich es aber begreifen? Man sollte nicht glauben: gestern noch bringt er mir Literatur. „Da sieh,“ sagt er, „das ist meine Korrespondenz, habe sie selbst geschrieben.“ Eine seine Korrespondenz... Gestern noch... Ach, psiu Teufel. Es dreht sich einem alles im Leibe herum.“ Von Zähluchzen und Stöhnen unterbrochen, kam es stammelnd und stotternd, abgebrochen, unzusammenhängend und unverstündlich hervor. „Wie soll ich nun nach Hause gehen? Was soll nun werden? Und morgen, barnterziger Himmel, morgen? Also ich gehe jetzt nach Hause, gehe an die Wiege der Kinder und blicke sie an: Was soll nun werden. Ihr unglückseligen Würmer? Was sollt Ihr noch auf dieser Welt? Ich packe das eine und das andere, und mit eigenen Händen erwürae ich sie...“

So gut sie konnten, versuchten sie ihn zu beschwichtigen. Selbst Karas wurde angesichts dieses großen Schmerzes weicher gestimmt. Da es noch eine Anzahl verschiedener Angelegenheiten zu besprechen gab, beschloß Weichert, den Mann nach Hause zu schicken, damit er nicht störe. — „Ich bürgere für ihn,“ sagte er, „nicht für seine Zuverlässigkeit, an der zweifelt niemand. Ich meine dafür, daß er ruhig nach Hause geht und nicht durch seine überflüssige Güte Dummheiten macht. Also — ich garantiere. Marsch, Waler, nach Hause. Morgen wird Dir schon alles klar...“

„Gut, wir trauen ihm,“ unterbrach ihn Karas. „Doch vorerst mag er in aller Gegenwart sagen, daß er für die Todesstrafe ist. Mag er es laut und deutlich sagen. Eher lasse ich ihn nicht fort. Wo es sich um ein Ding handelt wie den Galgen, müssen sich alle zusammenscharen zu einem Haufen, müssen alle eins sein. Da muß alles hübsch formell gemacht werden. 's ist keine Kleinigkeit. Drum los, Waler, aber so, daß es alle hören.“

(Fortsetzung folgt.)

Goldene Worte.

(Aus Senes Schriften.)

Wenn ich die Welt ansehe, freue ich mich, daß ich keine Kinder habe. Denn was würden sie anders werden als Sklaven oder Handlanger der Despoten? Freiheit und Vernunft gehören noch nicht in unsere Zeit.

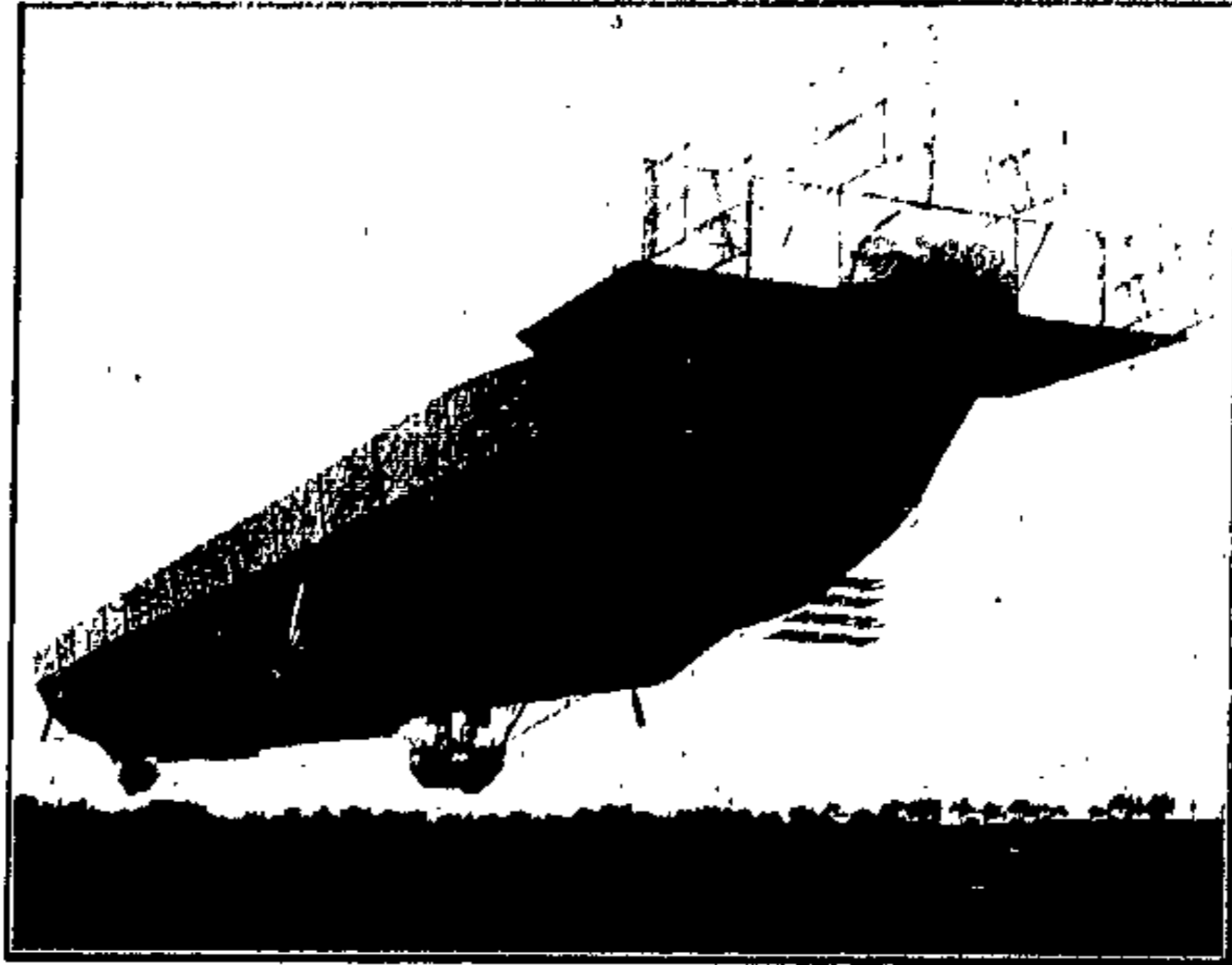
Die schändlichste Erfindung der Halbarberet ist der Adel mit seinen Privilegien.

Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröte wären, so will ich lieber mit der Morgenröte sterben, als den glühenden, ehernen Himmel der blinden Despotie über meinem Schädel brennen lassen.

Weist nur die Menschen in den Himmel, wenn Ihr sie um alles Irdische königlich betrügen wollt!

Die christliche Liebe eines heiligen Vaters.

In der langen Reihe von heiligen Vätern, die den Stuhl Petri im Laufe der Jahrhunderte eingenommen haben, sind viele fonderbare Heilige zu finden. Zu den Päpsten, denen für die Erreichung ihrer persönlichen und politischen Zwecke auch die unchristlichsten Mittel erlaubt schienen, gehört Clemens VII. Jedes Geschichtsbuch verzeichnet die Tatsache, daß er seinen Verbündeten, den König Franz I. von Frankreich von dem Eide lösp sprach, den dieser, in die Kriegsgefangenschaft Karls V. geraten, als Bedingung für die Freilassung geleistet hatte: entweder die Friedensbedingungen zu erfüllen oder sich wieder in die Gefangenschaft zurückzugeben. Diesen Schwur erklärte Clemens VII. ganz gemächlich für null und nichtig. Ein interessantes Licht auf diesen heiligen Vater werfen auch die Memoiren von Venenuto Cellini. Dieser berühmte italienische Künstler hat an der Verteidigung der Engelsburg tätigen Anteil genommen, als Karls V. deutsche Landsknechte 1527 Rom erlöhrten und den Papst in dem Kastell eingeschlossen hielten. Cellini führte einige Geschütze und fügte damit den Belagerern viel Schaden zu. Nach einem wohlgezielten Schuß, der einen feindlichen Offizier in Stücke riß, bat er den gerade anwesenden Papst um Vergebung für diesen Totschlag. Da machte Clemens ein großes Kreuz über Cellini, segnete ihn und verzich ihm alle Mordtaten, die er jemals im Dienst der apostolischen Kirche verübt hätte oder noch verüben würde. Noch mehr durchdrungen vom christlichen Verbot des Tötens und vom christlichen Gebot der Feindesliebe zeigte sich der Papst kurz darauf, als es Cellini und seinen Leuten gelungen war, den Bringen von Oranien anzuschleichen. Der Verwundete wurde in ein Wirtshaus getragen, und dort kam der ganze Adel des belagernden Heeres zusammen. Dieser von der Engelsburg erlernbare Vorgang brachte nun den heiligen Vater auf einen gottvollen Einfall. Er schlug nämlich vor, daß alle Geschütze zugleich auf dieses Haus gerichtet und auf ein gegebenes Zeichen auf einmal abgefeuert werden sollten,



Passagierkabine für das Luftschiff „Deutschland“ (Zeppelin VII); faßt 20 Personen.

Darüber: Gesamtansicht des Luftschiffes; der „Laufgang“ mit den Kabinen ist die kleine kastenartige Vorrichtung am Mittelgang unter dem linken (schmalen) Ende des Ballons. Die bisher von diesem ersten für die Beförderung einer größeren Personenanzahl eingerichteten Luftschiff ausgeführten Fahrten gingen glatt von statten.

damit das Haus zusammenstürze und sämtliche Häupter des feindlichen Heeres würden. Die Soldaten ohne Führer würden sich alsbald zerstreuen, und so würde Gott das Gebet erhören, das der Papst so eifrig betriebe, ihn von diesen Mäubern zu befreien. Die Ausführung der frommen Absicht wurde nur durch den heftigen Einspruch verhindert, den ein einflussreicher Kardinal erhob: Man sei im Begriff, eine Kapitulation abzuschließen, und würde durch ein derartiges Vorgehen des Feind so erbittern, daß die Engelsburg erlöhrt und alle Insassen niedergemacht werden würden. Das wirkte schließlich auf den Papst; dagegen fiel ihm offenbar nicht ein, daß derartige Mordgedanken sich für den obersten Prediger der christlichen Liebe nicht paßten.

Eine Hinrichtung durchs Rad. Im Jahre 1818 wurde in Glatz ein Verbrecher unter Anwendung des Rades vom Leben zum Tode befördert. Das ist zwar nicht die letzte aller derartigen Justifizierungen in Deutschland gewesen, denn noch im Jahre 1822 fand eine solche in Dresden statt. Im Tagebuche eines aus Schlesien gebürtigen Studenten, das ich besitze und welches auch mancherlei interessante Eintragungen persönlicher wie allgemeiner Natur, zum größten Teil in griechischer, aber auch in lateinischer Sprache enthält, finde ich Notizen im „Telegraphen“ über jene barbarische Hinrichtung, und zwar nach dem mündlichen Berichte eines Augenzeugen. Der schauderhafte Akt spielte sich folgendermaßen ab: Der Verbrecher wurde auf einer Art Schlittenkufe von zwei Pferden nach dem Richtplatz geschleift. An der Seite schritt ein Geistlicher; Soldaten bildeten Spalier. In der Mitte des ebenfall von Militär umzirkten Platzes waren schmale Holzklöße gelegt, die ein weißes Tuch bedeckte. Hier wurde der Delinquent vom Scharfrichter erwartet. Er trug einen weiten schwarzen Mantel, mit dem er auch das Rad verhüllte. Nachdem das Urteil verlesen und der Stab gebrochen worden war, gab der Richter dem Scharfrichter Geld, damit er es „schnell mache“. Nun wurde jener entkleidet auf das Tuch gelegt, das zwar, daß die Gelenke unterstützt, die Gliedmaßen aber hoch zu liegen kamen; während an beide Hände und Füße Stricke gebunden wurden, um sie mittels derselben auseinanderziehen zu können, was denn auch sofort geschah. Eine Strichzeichnung, die der Student seiner Eintragung beigegeben, veranschaulicht die nunmehrige Lage des Todeskandidaten. Darauf legte ihm der Henker die „Quaderschnur“ um den Hals, die an der unter dem Kopfe liegenden Querleiste befestigt wurde. Nun begann die eigentliche Marter. Zuerst wurden das linke Bein und der rechte Arm, dann das rechte Bein und der linke Arm mit dem Rade durchschlagend. Jetzt kam der Brustkasten an die Reihe, und nachdem der Körper umgedreht worden war, endigte ein Stoß ins Genick die ganze Prozedur. Die gräßlich entstellte Leiche wurde nun mit dem bluttriefenden Tuche in den bereitstehenden Sarg geworfen und unter dem in unmittelbarer Nähe befindlichen Galgen verscharrt. e. k.



Bekanntgabe des Stichwahl-Resultates im Kreise Friedberg-Büdingen, wo am 24. Juni d. J. der Genosse Buisold mit einer starken Majorität über den Kandidaten des Bundes der Landwirte den Sieg davontrug.



„Jahrmart zu Mundersweilern“. Der Diefurter Park bei Weimar war unlangst die Stätte eines Festes der Goethe-Gesellschaft, die dort Goethes Puppenpiel „Jahrmart zu Mundersweilern“ getreu in Tracht und Sitte der großen Weimarer Zeit zur Aufführung brachte.